

Sprechen, Gedenken und Feiern

(Predigt zur Parascha ‚Emor‘ am 8. / 9. Mai 2020)

Sprechen ist manchmal schwierig, insbesondere, wenn es um Scham und Verletzungen geht – das wissen wir aus eigener Erfahrung oder der Psychologie, aber auch aus der Bibel, aus unserer heutigen Parascha. Ihren Namen verdankt sie dem Wort *Emor*, „sage“: „Der Ewige *sagte* zu Mose: ‚*Sage* zu den Priestern, den Söhnen Aarons, und du sollst ihnen *sagen*: An einer *Nefesch*, an einer Seele, mache er sich nicht unrein ... ‘“ (Levitikus 21,1). Warum wird sagen, sprechen, reden dreimal wiederholt? Die Rabbiner kommentieren: weil das anschließend erörterte Thema, der Umgang mit dem Tod in der eigenen Familie – Mutter, Vater, Sohn, Tochter, Bruder, Schwester – besonders schwierig ist. Das Wort *Nefesch*, Seele steht hier nämlich für *Nefesch Meet*, die Seele eines/einer Verstorbenen.

Wenn es um solch schwierige Themen wie den Tod in der Verwandtschaft geht, ist Sprechen besonders schwierig. Und noch mehr, wenn die Verwandten auf barbarische Weise ermordet worden sind. Dann ist das Sprechen entweder ein ständiges Thema oder völlig unmöglich. Für meine Eltern war sprechen unmöglich. Ich erinnere mich, dass ich als noch ganz junges Kind am 4. Mai, dem nationalen niederländischen Gedenktag für die Kriegsoffer, fragte: „Warum weint Ihr jetzt?“ Meine Eltern weinten sonst nicht in meiner Anwesenheit. Es war mir schon aufgefallen, dass ich im Gegensatz zu den meisten Kindern keine Onkel und Tanten, keine Großeltern, keine Cousins oder Cousinen hatte. Warum nicht? Eine richtige Antwort habe ich damals nicht bekommen. Aber ich entdeckte, dass sprechen anscheinend schwierig ist.

Einmal fand ich in einer Bibel alte kleine Fotos, halb verborgen zwischen den Seiten. Wer war das denn? Eine Antwort habe ich nicht wirklich bekommen, aber die Botschaft hatte ich verstanden. Es gab ein schwarzes Loch, ein Schweigen, das ich nicht durchbrechen konnte, damals nicht und später nicht, als ich schon längst erwachsen war. Herausgefunden, dass wir jüdisch waren, hatte ich schon als kleines Kind. Ich wurde als Brillenjude beschimpft und kam weinend nach Hause. Für mich war der Auslöser „Brille“, für meine Eltern „Jude“. Ich wurde neugierig. Bei uns war ja alles versteckt. Bei Freunden meiner Eltern standen Fotos im Bücherregal. Meine Eltern fragten nicht, die Freunde sagten nichts – man verstand, man wusste. Wenn wir später nachfragten,

sagten sie: „Ach, Kinder, das war damals, jetzt seid Ihr hier bei uns, das ist uns wichtig. Schau, wir gehen jetzt mit Euch zum Strand zum Spielen.“ Sprechen ist ja schwierig.

Erst allmählich habe ich, neugierig wie ich bin, herausgefunden, weswegen sprechen so schwierig war. Schämten sich meine Eltern? Fühlten sie sich schuldig, weil sie überlebt hatten? Hatte mein Vater nicht vergebens versucht, seinen Eltern einen Unterschlupf zu besorgen? Über Deutschland sprach man bei uns zuhause nicht, und wir bereisten es auch nicht, obwohl meine Eltern vorzüglich Deutsch sprachen und die Klassiker der deutschen Literatur, Goethe, Schiller und alle anderen, die in den Regalen standen, gelesen hatten.

Auschwitz, Sobibor: kein Thema, niemals. Der Eichmann-Prozess im Fernsehen: das Gerät wurde ausgeschaltet. Das Monster ist nie in unser Wohnzimmer gekommen – wahrscheinlich, weil er und die anderen Verbrecher schon längst in den Köpfen waren, in den Albträumen erschienen oder, durch eine winzige Kleinigkeit ausgelöst, plötzlich auftauchten. So haben wir Kinder unsere Eltern und andere Juden ihrer Generation wahrgenommen, und so haben wir sie erfahren, zuerst unbewusst und später bewusst. Sprechen, fragen konnten auch wir nicht, weil wir unsere Eltern beschützen wollten, mussten.

Heute vor 75 Jahren, am 8. Mai 1945, wurde nicht nur Deutschland vom Nationalsozialismus befreit, sondern die zivilisierte Welt von der deutschen Barbarei. Mehr als 65 Millionen Menschen sind im Zweiten Weltkrieg umgekommen. Davon 27 Millionen in der Sowjetunion, 6,3 Millionen Deutsche, die meisten von ihnen Soldaten, während 350.000 britische und 450.000 nordamerikanische Soldaten bei der Befreiung starben. Und 6 Millionen Juden aus allen Ländern unter der Besatzung Nazi-Deutschlands, die auf bestialische Weise deportiert und ermordet wurden. Dazu kommen die politisch Verfolgten, die Widerstandskämpfer, die Sinti und Roma sowie die Homosexuellen und Euthanasieopfer, die das gleiche Schicksal traf. In diese Verbrechen der Nationalsozialisten waren Millionen von Menschen involviert, Deutsche, Niederländer, Polen, Ukrainer und viele mehr, Täter und Kollaborateure.

Mein Vater hat mir einmal, als ich zur Synagoge ging, gesagt: „Mache das nicht, es bringt Dich nur in Schwierigkeiten.“ Ich bin gegangen und geblieben, weil ich mein

schmerzbesetztes Erbe nicht nur kennenlernen, sondern auch zurückhaben und besitzen wollte. Ich habe angefangen zu recherchieren, weiter entfernte Verwandte zu befragen und Archive zu besuchen. Ohne meine Eltern zu informieren, bin ich als 19jähriger sogar nach Berlin gereist und später nach Westerbork, das niederländische Durchgangslager für Juden auf dem Weg in die Vernichtungslager, nach Warschau sowie nach Auschwitz und Sobibor, wo viele meiner Verwandten ermordet worden sind. Und jetzt weiß ich auch, weswegen das Sprechen über alles, was ich mittlerweile entdeckt habe, so schwierig ist.

Es muss uns wahrscheinlich nicht verwundern, dass des 8. Mai, des Tages der Kapitulation Nazi-Deutschlands, in Europa überall gedacht und er gefeiert wird, nur nicht in Deutschland – Berlin ist dieses Jahr die einzige Ausnahme. Feiern sollten wir in Deutschland aber nicht nur den Tag der deutschen Einheit, sondern auch die Befreiung von dieser Diktatur, dieses Schreckensregimes. Das Gedenken sowie das Feiern des Endes von Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg sollten wir nicht nur angesichts eines wiedererstarkenden Rechtsradikalismus und verschwörungstheoretisch aufgeladenen Antisemitismus und Fremdenhasses machen. Unsere Identität in Deutschland und in Europa hängt auch daran, wie wir mit der belastenden Vergangenheit umgehen.

Zur Erinnerung gehört Sprechen über und Gedenken der *Nefaschot*, der Seelen der Ermordeten. Das konnten manche Opfer, die die Spätfolgen der Schoa mit sich trugen und tragen, nicht. Aber zum Gedenken gehört unbedingt auch der Mut, die Zukunft zu gestalten. Und das gerade bewundere ich an meinen Eltern, die genau wie ihre ganze Generation, jüdisch und nicht-jüdisch, Kinder gezeugt und das Leben so fortgeschrieben haben. Meine Eltern waren bei meiner Ordination als Rabbiner anwesend, und ich stelle mich vor, dass auch meine Großeltern stolz gewesen wären.

Ich bin dankbar, dass ich da bin und dass ich, dass wir das jüdische Erbe in Wort und Tat weiterführen dürfen in Deutschland, nicht nur an diesem *Schabbat Emor*, an diesem besonderen Tag 75 Jahre nach der Befreiung, aber jedes Jahr am 8 Mai: sprechen, gedenken und feiern!

Rabbiner Edward van Voolen, Abraham Geiger Kolleg, Universität Potsdam